

„Was wir reden, wenn es gewittert“
Edition Lyrik Kabinett im Hanser Verlag

—
Dankrede zur Verleihung des Peter-Huchel-Preises 2019

Thilo Krause

Staufen im Breisgau, 3. April 2019

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

der amerikanische Autor Donald Marquis hat geschrieben: „Wer einen Band mit Gedichten veröffentlicht, wirft ein Rosenblatt in den Grand Cañon und wartet auf das Echo“. Ich danke Ihnen von Herzen für das Echo, das mir heute hier zu Teil wird. Es ist mir eine Ehre. Oft bin ich in Gedanken in diesen Raum gereist, zu dieser Stunde und mir war klar, dass ich nicht hier stehen kann, ohne auf Peter Huchel Bezug zu nehmen. Aber genau mit dieser Einsicht beginnt mein kleines Dilemma. Natürlich kenne ich Peter Huchel und seine Gedichte, allerdings nicht in dem Maß, dass ich guten Gewissens darüber erzählen könnte, was sein Werk für mich bedeutet. In den letzten Wochen bin ich oft mit seiner *Wasseramsel* getaucht:

Könnte ich stürzen
heller hinab
ins fließende Dunkel
um mir ein Wort zu fischen

Dort im Strom – beim Fischen sozusagen – ist mir bewusst geworden, wie nah ich allezeit Huchel schon war. Ich möchte ihnen diese indirekten Bezüge offenlegen, weil sie für mich tragfähiger sind als der direkte Weg zu Peter Huchel. So werde ich von Jan Skácel, Eugenio Montale und Johannes Bobrowski erzählen.

Mit letzterem hat mein Schreiben begonnen. Sie wissen natürlich, dass Huchel Bobrowskis Mentor war. Und über die Zeit hinweg war Bobrowski mein Men-

tor. Während meines Studiums habe ich mich immer montags mit dem Fahrrad den steilen Hausberg am Pirnaer Sonnenstein hinaufgemüht. Sommers waberte die Hitze über dem Elbkessel. Im Winter flackerten an den Hängen des Erzgebirges die Lichter von Dörfern und Autos, und ich wartete treu, dass die Tür zu unserer Schreibwerkstatt aufging. Sie hieß ganz lapidar: *Lebensmittel Literatur*. Geleitet wurde unsere Runde von einem ehemaligen Lektor, einem feinen, zurückhaltenden Mann, der sich immer Gedanken machte, ob er uns nicht zu stark kritisierte. Und wenn er dann etwas sagte, zitierte er meistens Johannes Bobrowski und verwies auf verschiedenste Texte, die man als Anschauung studieren sollte. So haben sich mir viele von Bobrowskis Versen eingebrannt:

Sprache
abgehetzt
mit dem müden Mund
auf dem endlosen Weg
zum Hause des Nachbarn

Seit ich diese Strophe von Bobrowski kenne, stelle ich mir die Frage wie dieser Weg aussehen, wo er entlangführen könnte. Meine Antwort ist es, mich an die Dinge und Wörter des Alltags zu halten. Tisch zu sagen, Taube und Fenster, aber hoffentlich mehr zu beschwören als die Dinge selbst. Und dabei immer noch ein wenig Vertrauen in die Sprache zu haben, in dem Sinne, dass, wenn ich Taube sage, ich annehme, dass Sie auch eine Taube vor sich sehen. Obwohl die Sprache nicht erst in unserer Zeit abgehetzt ist, müde und es in meinem Fall sogar mehr als ein Mund ist, der spricht. Wenn Sie meiner Familie zuhören, werden sie merken, dass drei Sprachen ineinanderklingen. Deutsch, Schweizerdeutsch und Italienisch. So lasse auch ich zuweilen meine Muttersprache zurück und gehe anderswo – sozusagen in der Nachbarschaft – spazieren, zum Beispiel mit Eugenio Montale, einem der großen Erneuerer der italienischen Poesie. Mit ihm halte ich Zwiegespräch in meinem Buch. Zentral sind dabei die Verse aus dem berühmten Gedicht *I limoni (Die Zitronen)*. Dort heißt es in der Übersetzung von Hanno Helbling:

Die preisgekrönten Dichter, weißt du, sie
bewegen sich bloß unter den Gewächsen
mit seltenen Namen: Buchsbaum, Liguster, Akanthus. [...]

Gemeint ist mit den preisgekrönten Dichtern natürlich ein Stil, kein Personenkreis. Montale wendet sich vom Preziosen ab, von dem, was man in der Malerei als *akademisch* bezeichnet hat. Dagegen verhaftet er sich im Alltag, im Hier und Jetzt der ligurischen Landschaft, wie es weiter im Gedicht *Die Zitronen* anklingt:

Ich für mein Teil, ich mag die Wege, die
in Gräben münden, grasbedeckt, bei Tümpeln,
halbausgetrockneten, die Jungen fangen
dort etwa einen kümmerlichen Aal.

In dieser Art stelle ich mir Montale oft vor, als Spaziergänger, als Wanderer, der seine Verse vor sich hinspricht, so wie es Peter Huchel getan hat, um (Zitat) *die bösen Geister zu bannen*, die mit Faschismus und Diktatur beide Autoren gleichermaßen kannten. Die poetologische Essenz seiner Verse formuliert Montale später in einem fiktiven Interview mit sich selbst, wobei ich glaube, dass seine Überlegungen auch Huchel nicht fremd gewesen wären.

Nein, ich denke nicht an eine philosophische Lyrik, die Ideen verbreitet. Der Dichter muss sich auf die Suche nach einer punktuellen Wahrheit begeben. Einer Wahrheit, die das besingt, was den Menschen mit seinen Mitmenschen verbindet, aber auch das nicht leugnet, was ihn einzigartig macht und unwiederholbar.

Ich glaube, dass Gedichte diesen unauflösbaren Zustand zwischen Mensch und Mitmensch nicht nur anerkennen, sondern ihn zu ihrem ureigenen Freiraum wandeln. Lassen Sie mich den Gedanken kurz illustrieren.

Fünfzehn Jahre war ich in der Spitzenforschung tätig. Es gibt nicht wenige, die darin einen Widerspruch gesehen haben, wobei es grober Unfug ist, Naturwissenschaft und Poesie gegeneinander auszuspielen. Immer ordnen wir die Welt im Geist. Immer machen wir uns einen Reim auf sie. Aber natürlich können Wissenschaft und Poesie nicht dasselbe sein. Wissenschaft muss objektivieren. Ein Experiment muss dasselbe Ergebnis liefern, unabhängig davon, wer es ausführt. Die Erkenntnis kommt, einmal erlangt, ohne den Entdecker aus. Sie braucht ihn nicht mehr. Demgegenüber steht, was mir Gedichte bedeuten. Im Sinne von Paul Celan möchte ich den hören, der dem Gedicht mitgegeben ist. Darin steckt für mich der Trost des Gedichts: einen Ton zu vernehmen, einer singulären Stimme zu lauschen, die sich selbst behauptet, die ein Stück Welt behauptet, es öffnet als

betretbaren Raum zwischen Ich und Wir. Auch wenn dieser Raum endlos sein mag, sind wir alle stets eingeladen. Dort können wir uns begegnen, im Wissen um die Dinge, die uns trennen und jene, die uns verbinden. So sprechen über ihre Zeit hinaus Dichter wie Eugenio Montale, Johannes Bobrowski und Peter Huchel immer noch zu uns, genauso wie Jan Skácel, den ich zum Abschluss noch in diese Runde holen möchte.

Jan Skácel, mährischer Dichter, 1922 geboren und am 7. November 1989 gerade zwei Tage vor der Wende gestorben. Von ihm habe ich die Zuversicht, dass den kleinen Bahnhöfen, dem Holunder, den gelben Augen der Amsel genug poetische Kraft innewohnt. Jan Skácel hat die faschistischen und sozialistischen Verheerungen wie Peter Huchel am eigenen Leib erfahren. Aber beide haben sie sich eine wohltuende Widerständigkeit bewahrt, eine Wehrhaftigkeit, die das unmittelbare Gegenüber verteidigt gegen die Angst eines Systems. Sie wissen, dass Jan Skácel und Peter Huchel sich Gedichte gewidmet haben. Ich will an dieser Stelle aber keines der Widmungsgedichte lesen, sondern den Text *Ein Vormittag bei Dichtern in der Küche* in der Übersetzung von Reiner Kunze:

Ein Vormittag bei Dichtern in der Küche

Jemand streut hier scheuen turteltauben
körner auf den fenstersims
und sagt der kleineren hab keine angst nimm's
tau gibt's genug Zu trinken holt euch dort

Und der dichter bittet unterdessen um ein wort
um ein wort nicht wie blei
um ein wörtchen hirserund

und spart das wort sich ab vom mund

Mit diesem Gedicht von Jan Skácel scheinen wir tatsächlich angekommen zu sein. Erst auf den zweiten Blick beginnen wir zu grübeln. Denn wo sind die Dichter, von denen im Titel die Rede ist? *Jemand streut hier scheuen turteltauben / körner auf den fenstersims*. Ist dieser Jemand ein Dichter? Haben wir es mit einer einzigen Küche zu tun oder sind die Dichter alle bei sich daheim. Selbst wenn wir es könnten, es würde zu nichts führen, diese Fragen zu klären. Am Ende sind wir selbst dafür zuständig hereinzubitten, wen wir möchten. Skáčels Küche ist eine seltsame Mischung von Abwesenheiten und Anwesenheiten,

ein fließender Raum, in dem man sich die Wörter abspart vom Mund. So kann man dasitzen, schweigen, aber ohne Zweifel auch reden, jeder vielleicht in seiner eigenen Sprache, die, wie es in der Schweiz häufig der Fall ist, in den seltensten Fällen allein Deutsch ist. Ich habe heute Johannes Bobrowski, Eugenio Montale, Peter Huchel und Jan Skácel in diese Küche gebeten. Sie, meine Damen und Herren, können einladen, wen Sie mögen. Das Gedicht macht eine wundersame Sache möglich. Alle sind wir gemeint, alle werden wir angesprochen, aber nicht als kollektives Wir, sondern jeder als einzelne Person, als Ich.

An dieser Stelle bleibt mir nur, mich zu bedanken, beim SWR und dem Land Baden-Württemberg als Stifter dieses Preises, bei der Stadt Staufen als Gastgeberin, bei der Jury, die sich mit so viel Zeit eingelassen hat auf meine Welt, beim Hanser Verlag und der Edition Lyrik Kabinett, die beharrlich immer noch das Wagnis Poesie eingehen. Und ich danke Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit. Ich will noch einmal Jan Skácel zitieren, der in seinem Gedicht *Trauern* schreibt:

Haben wir den Mut
nach der Angst zu fassen wie nach einer Klinke und einzutreten

Dass ich heute hier in diesen Raum treten durfte, mit meiner Stimme sprechen durfte, verdanke ich meiner Frau und meinen Kindern. Ihnen widme ich diesen Preis.